Gedichtauswahl

1980 – 2005

von

Johannes Walravens op gen Beek

1. Auf. 2005

„WüstenRufer“-Selbstverlag

© Johannes Peter Alfons Verbeek

Avelsbacherstraße 31

54295 Trier

„Nur dem, der das Glück verachtet, wird Erkenntnis.“

(Georg Trakel, 1887-1914)

„Wenn du nicht littest um der Liebe willen,

womit könntest du dann deine Geliebte lieben?“

„…die Augen sagten, es sei besser

den Geliebten zu sehen, als seiner gedenken.“

(Raimundus Lullus, 1232-1316)

Glücklich, dem es gelang seiner Liebsten Liebe zu erkennen!

Inhalt

 Seite

 Vorwort 5

1. Fernher dämmern die Glocken 8
2. Wüsteneinwärts liegt die Oase 24
3. Antennenkahl 36
4. ... verhangen das Nackte 44
5. Feuerholz-Sonettenkranz 52
6. Es quillen nur Fransen hinaus 60
7. Ein Liebes-Sonett 64
8. Wenn weiß, wie Fahnen, der Atem kalt schlägt 67
9. Wo Kummer ist, muß Freude maßlos sein 70
10. Ohne End’ 78
11. Der Konsonant ist dominant 85
12. Schön war’s … 91
13. Das blaue Zimmer 100
14. Aber sprich nur ein Wort 115
15. Sonettenkranz: Lang ist die Zeit ... 127
16. Schandholz 136
17. Zwischenzeitlich 147
18. ... zerstoben, auch Du 156
19. Pathologie der Gedanken 168
20. Mitsammen 177
21. Um den Wirbel konzentriert 187
22. Neue Gedichte: Warum gilt heute nicht, was morgen zählt? 223
23. Sprachlust. Lustwort 265

Vorwort

Einleitend ist nicht viel zu sagen:

Diese Auswahl von Gedichten, die im Zeitraum von 1980 bis 2005 entstanden, zeigt die Denk-Bewegung eines Menschen, der fand, was er suchte. Sie schildert die Problematisierung einer Frage, deren Antwort seit ältesten Zeiten wohlbekannt ist.

Vielen wird die hier dargestellte Suche nach Antwort uninteressant, ja langweilig erscheinen. Sie haben Recht! Denn wer sucht schon etwas, das offenbar ist? Wer ist so töricht, nicht zu sehen, was vor aller Augen liegt?

Doch wer mag andererseits ausmalen und wer zu nennen, was alle sähen, wären wir nicht auf so eigentümliche Weise entfremdet von uns selbst, wäre also tatsächlich offenbar, was wir hören und dennoch nicht verstehen (wollen) – oder auch nicht verstehen können).

In chronologischer Folge wird in diesen Gedichten nur eine einzige Frage fortlaufend gestellt und es wird auch nur eine einzige Antwort gegeben:

Es ist die Frage eines „investigators deum“, d.h. eines „Gottessuchers“, dessen Antwort vom Standpunkt der Logik freilich nur *ein Liebesgedicht* sein *kann*, denn darin vollendet sich die ganze Ethik:

Ethik und Ästhetik sind in der Lyrik eins. „Gott ist die Liebe.“ (1 Joh 4,8) - oder die sinnliche Geliebte wie im Hohen Lied der Lieder.

Aber selbstverständlich ist nur derjenige wirklich „glücklich“, der gefunden wurde, nämlich von einem (anderen Menschen), der auch fand, was er suchte (vgl. HL 3,4). – Oder findet auch derjenige Mensch, der überhaupt nicht sucht? Gibt es womöglich eine poetische Antwort auf eine philosophische Frage, die selbst nicht theologisch gestellt werden kann?

„Wir müssen eine neue Mythologie haben“, schrieb Hölderlin 1796 im so genannten ‚Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus’: „die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war – *Lehrerin der Menschheit*“!

Hölderlin schließt mit folgendem Ausblick:

„Dann erst erwartet uns die *gleiche* Ausbildung *aller* Kräfte, des Einzelnen sowohl als aller Individuen.“

An dieser Stelle wird die eigentümliche Entfremdung der eigenen, der menschlichen Wesenheit – wie auch die aller anderen - als überwunden vorgestellt.

Hölderlins Transzendentalpoesie gilt mir daher als die Bedingung der Möglichkeit philosophischen Denkens über „Gott und die Welt“. Beide Begriffe stehen sich zunächst in schroffer Opposition gegenüber. Sie werden im „lyrischen Ich“ jedoch dialektisch aufgehoben und sind auch nur dort „gegenständlich“ existent.

Ich und Du – das ist die ganze Welt des Lyrikers.

Freilich wollen diese Gedichte keine „Juwelen“ deutscher Sprache sein; aber sie wollen - um es mit dem Wort eines meiner Freunde zu sagen - „Alltagslyrik“ sein:

„Dichtung als reflektierter Umgang mit Sprache hat zunächst, mehr als jede andere literarische Form, eine expressive Funktion, der Dichter selbst drückt seine Empfindungen, Erfahrungen und Gedanken aus. Lyrik als ‘verdichtete Sprache’ bietet umgekehrt dem Leser die einzigartige Möglichkeit, sich selbst das Gedicht anzueignen, es zu einem Ausdruck von seinen eigenen Gemütsbewegungen werden zu lassen.

Hier liegt eine viel zu oft ungenügend beachtete Möglichkeit der Selbstfindung, auf - wenn man so will - den essentiellen Transzendenzbezug des Menschen hin.“ (Georg L.)

Aber noch ein zweites will dieser Gedichtband - wie auch die vorherigen - zum Ausdruck bringen, was erläutert werden muss:

Es ist der biblische Gedanke, der von Joh 10,30: „Ich und der Vater sind EINS“, ausgeht um bei Mt 25,40: „Was ihr dem *geringsten*  Bruder angetan habt, das habt ihr mir angetan“, zu enden. In dieser doppelten Identifizierung drückt sich der Weg Jesu aus, den er gegangen ist, um dadurch eine doppelte Dehypostasierung Gottes vorzunehmen: einmal die des jüdischen Gottesbegriffs und zum zweiten, um der eigenen Hypostasierung (= Vergegenständlichung) vorzubeugen - wie sie die christlichen Kirchen dennoch bis heute missverständlich durchgeführt haben.

Was aber bleibt?

Es bleibt nach der doppelten Dehypostasierung Gottes der Ort zurück, an dem ‘Gott’ immer und überall eindeutig angetroffen werden kann: Es ist der *Geringste* (Bruder/Schwester), der *jeder* Mensch ist!

Es kommt also in der Froh-Botschaft Jesu darauf an, diesem Geringsten *dieselbe Ehre, Achtung und Würde* zukommen zu lassen, wie die Pharisäer sie ihrem Gott des Kultes zukommen gelassen haben. Der Ort ‘Gottes’ also, wo er jeder Zeit und überall angetroffen werden kann, ist ein ‘gebrochenes’, zerschlagenes Menschenkreuz.

Am Kreuz des Menschen hängt mein ‘Gott’! Die Transzendenz Gottes wurde durch das Kreuz Jesu aufgehoben, zu einer immerwährenden Immanenz. Insofern die Denkbewegung von Joh 10,30 hin zu Mt 25,40 DER unüberbietbare Ausdruck göttlicher Liebe ist, wird alle Theologie für immer überwunden. Sofern nämlich „Gott die Liebe ist“ (1 Joh 4,8.16), geht jede Theologie vollkommen auf in ‘agape’ (= Nächstenliebe). *Jede* Theologie muss also selbst ‘agape’ werden, um überhaupt von ‘Gott’ reden zu können. Um aber LIEBEND von ‘Gott’ zu reden, bietet sich lediglich eine FORM an, nämlich die LYRIK (siehe oben).

Das poetische BILD der Liebe steht aber unter der sprachlogischen Grammatik von Mann und Frau, als die sich liebenden (eros). Daher erlangt jede liebende Anrede eines DU, einer Frau, der Liebsten, etc. eine transzendente Bedeutung. Das Verhältnis zur Liebsten drückt somit zugleich das jeweilige Verhältnis zu ‘Gott’ aus (insofern ‘Gott’ und die Liebste nicht expressis verbis unterschieden sind).

Diese Art zu dichten ist nicht neu; sie versucht an Hosea, Novalis und Hölderlin anzuschließen - mit der Eingangs erwähnten Demut einer „Alltagslyrik“.

Freilich muss mit bedacht werden, dass die deutsche Sprache mit dem schönen Wort „Liebe“ sehr undifferenziert umgeht. Mit „Liebe“ werden so verschiedene Haltungen und Handlungen bezeichnet wie Agape und Caritas auf der einen sowie auch Eros und Sexualität auf der anderen Seite. Die hier vorliegenden Gedichte beschreiben selbstverständlich alle vier Formen der Liebe auf je eigene und auch natürliche Weise. Die Leserin bzw. der Leser tut also gut daran, alle Gedichte so zu lesen als seien sie einzig und allein für SIE oder IHN allein geschrieben. Rein methodisch ist es die so genannte „subjektstufige Deutung“, die alle sprachlichen Bilder eines Gedichts als jeweils eigene innerpsychische Elemente des eigenen Bewusstseins zu verstehen versucht und auf sich selbst bezieht.

Der sieht die Welt richtig, der versteht, was die folgenden Zeilen eines Liedtextes der „Sportfreunde Stiller“ bedeuten, die folgendes texteten:

„Denkst Du denn da genauso, in etwa so wie ich?

[…] Sag, wie geht’s Dir eigentlich?“ –

Aus lyrischer Sicht kann aufrichtiger Weise wirklich nicht mehr gefragt werden! Und persönlicher kann eine Antwort auch nicht aussehen – vorausgesetzt „man“ enthält sich aller wohlgemeinten sprachlichen Floskeln und höflichen Konventionen, indem „man“ höchst selbst, d.h. eigentlich spricht.

Ich würde mich freuen, sollte es gelungen sein „den Menschen der Gegenwart noch einmal verführen zu können zu seiner ‚ersten Liebe’“, wenn „der Charme der göttlichen Gnade sich noch einmal wie ein verführerisches Weib vom Himmel her offenbart, so daß man ihrer Verlockungen nur aufgrund einer blinden Verstockung widerstehen kann“ (Andreas R.) - wie sich ein anderer Freund einmal ausdrückte.

H.V.